

Pantokrator-Mosaik in der östlichen Apsis der Abteikirche Maria Laach

Was ist Wahrheit?

Die säkulare Postmoderne und die aktuelle katholische Theologie – Gegensatz oder Ergänzung?

Von Diakon Dr. Marc Stegherr

Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags in Altötting am 1.6.2024.

Der feste Glaube, das feste Fürwahrhalten dessen, was die Kirche lehrte und lehrt, befindet sich seit langer Zeit in der Krise. Nicht nur weil viele Menschen, so heißt es, mit dem Glauben, mit der ewigen Wahrheit, nichts mehr anfangen könnten. Das feste Glauben hat auch bei Theologen keinen guten Ruf. Man vermutet dahinter eine unkritische Haltung, die alles akzeptiert, selbst angeblich Überholtes, Überlebtes – Glaubensinhalte, die man heute nicht mehr glauben und auch nicht mehr vermitteln könne.

Warum das so sein soll, das wird selten erklärt und begründet. Es wird einfach festgestellt. Die Wissenschaft sei darüber hinweggegangen. Es stellt sich dabei die Frage, wie die Wissenschaft

etwas widerlegen könne, das den menschlichen Geist übersteigt. Die zweite Auflage des „Lexikons für Theologie und Kirche“ von 1932 definiert den Glauben als „übernatürliche Tugend, durch die wir unter Anregung und Mitwirkung der Gnade Gottes das, was er geoffenbart hat, für wahr halten, nicht wegen der inneren, mit dem natürlichen Licht der Vernunft gewonnenen Einsicht in die Wahrheit der Sache, sondern um der Autorität des offenbarenden Gottes willen, der weder



Diakon Dr. Marc Stegherr



hl. Augustinus,
(Philippe de Champaigne, 1602–1674)

sei im Grunde nur, wer hinter fast alles ein Fragezeichen setzt. Ein fester Glaube, der fest davon überzeugt ist, daß es die Wahrheit gibt und daß sie von der katholischen Kirche gelehrt wird – sie die katholische Kirche lehrt, ein solcher Glaube gilt vielfach als engstirnig, unreflektiert, als undurchdacht, wenn nicht als fundamentalistisch. Der Prager Priester und Soziologe Tomáš Halík meinte etwa, die Hundertprozentigen, die alles genau zu wissen meinen, die würden allzu oft zu Fanatismus und Exklusivismus neigen.

Der Apostel Thomas als Leitfigur der Zweifler

Unter denen, die den Zweifel für eine Tugend in Glaubensdingen und den festen Glauben für bedenklich halten, gilt gerade der Apostel Thomas als inspirierende Figur. Er sei der personifizierte Zweifel. Der Pfarrer Jakob Paula nannte Thomas in einem Artikel für „Christ in der Gegenwart“ einen „Abweichler“, einen „Dissidenten“, der seinen „Parteigenossen“ in einer wesentlichen Glaubenswahrheit nicht glauben würde. Trotzdem hätte es kein „Parteiausschlußverfahren“ gegen ihn gegeben. Aber stimmt diese Übertragung in das aktuelle politische Vokabular? Thomas wollte seine Hand in die Wunden des Herrn legen. Erst dann würde er glauben. Der Herr trat Thomas gegenüber und dessen Reaktion war unmißverständlich. Thomas glaubte: „Mein Herr und mein Gott.“ Und der Evangelist Johannes fügt die denkwürdigen Worte hinzu: „Selig, wer nicht sieht und trotzdem glaubt.“ Natürlich wird jeder von uns von Zweifeln heimgesucht. Aber was uns das Evangelium nahelegt, was es rühmt

in Irrtum führen noch irren kann“¹

Analog, wenn auch etwas knapper definiert der Katechismus der katholischen Kirche den ‚Glaubensgehorsam‘ so: „Im Glauben gehorchen heißt, sich dem gehörten Wort in Freiheit unterwerfen, weil dessen Wahrheit von Gott, der Wahrheit selbst, verbürgt ist.“²

Der Theologe Matthias Laros schrieb 1939, in Zeiten, als der Glaube an die Wahrheit der christlichen Botschaft bekanntlich scharf angefeindet wurde: „Das Christentum bleibt die einzig wahre Religion und kann von keiner anderen

überboten werden.“³ Diese Worte lassen heute manchen tief Luft holen. Laros weiter: „Die Wahrheit der Glaubenslehre an sich ist zwar unabhängig von der Glaubenskraft ihrer Anhänger [...] Aber ob es in dieser Zeit und in unserem Lande erhalten bleibt, darüber entscheidet die Glaubenskraft der Christen.“⁴ Das tat sie damals, das tut sie heute, in glücklicherweise anderen, weit weniger bedrohlichen Umständen. Aber, wie gesagt, wer sich zu einem festen Glauben bekennt, wer die Wahrheit der Botschaft Christi, seines Lebens und Erlösertodes am Kreuz bekennt, der hat es auch heute nicht leicht. Wichtiger als festes Fürwahrhalten dessen, was die Kirche lehrt, sei der Zweifel, das Infragestellen. Ein mündiger Christ

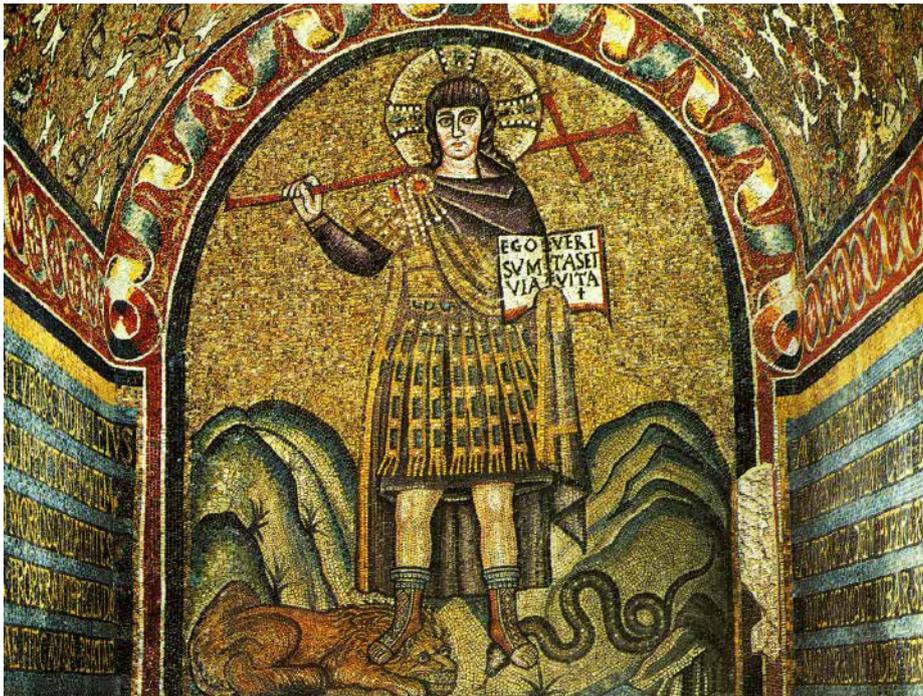
3 Matthias Laros: Katholischer Glaube. Was er ist und was er nicht ist. Paderborn 1939, S. 21.

4 Laros: Katholischer Glaube, S. 21.

1 Lexikon für Theologie und Kirche. Zweite, neu bearbeitete Auflage, hrsg. v. Dr. Michael Buchberger, Bischof von Regensburg. Freiburg i.Br. 1932. Viertes Band: Filippini bis Heviter, Stichwort „Glaube“, S. 519.

2 Katechismus der Katholischen Kirche, Nr. 144. München 1993, S. 72.

*Die Furcht, besser gesagt, die Ehrfurcht vor dem Herrn,
die Ergriffenheit von Ihm,
von der höheren Wahrheit, die uns bewegt und begeistert,
das ist der Anfang der Weisheit.*



Jesus Christus als Sieger und Lehrer, Baptisterium in Ravenna (Pietro II 494 – 519)

und bestätigt, ist doch die Haltung eines Menschen, der glaubt, auch wenn er nicht anfassen kann, wenn er den Beweis nicht vor Augen hat, der seine Zweifel überwindet, kraft des Zeugnisses der Evangelien. Selbst Thomas verzichtet darauf, mit eigener Hand den Beweis zu ertasten. Die Gegenwart des Herrn, sein Wort genügt ihm, um klar und deutlich zu bekennen: „*Mein Herr und mein Gott.*“ Diese Reaktion des Apostels ist die Furcht des Herrn, von der der heilige Augustinus spricht – „*Initium sapientiae timor Domini.*“

Die Furcht, besser gesagt, die Ehrfurcht vor dem Herrn, die Ergriffenheit von ihm, von der höheren Wahrheit, die uns bewegt und begeistert, das ist der Anfang der Weisheit, nicht der Zweifel, den die Postmoderne zum Grundsatz jeder echten Erkenntnis erhoben hat. Postmoderne Denker wie Jean-Fran-

çois Lyotard fordern, die Idee einer einzigen, absoluten Wahrheit aufzugeben. Die sogenannte „große Erzählung“, der Versuch, eine allumfassende Erklärung zu geben, hätte ihre Glaubwürdigkeit verloren. Das würde auch daran liegen, daß diese große Erzählung, die angeblich absolute Wahrheit, zu Machtmißbrauch, Gewalt und Krieg geführt hätte. Lyotard schlägt vor, nicht mehr an eine absolute Wahrheit zu glauben, weil wir dann nicht mehr Gefahr laufen würden, Gewalt auszuüben. Wir sollen also, so Lyotard, viele Wahrheiten zulassen, die sich natürlich auch widersprechen können, und zwar ohne sie zu werten. Dieser postmoderne Grundsatz läßt sich leicht in jener verbreiteten Haltung erkennen, die Benedikt XVI. als Relativismus bezeichnete. Die eine Wahrheit könne man nicht erkennen, geschweige denn definieren. Alles ist nur in Bezug

auf mich, auf die Umwelt des anderen, auf eine bestimmte Kultur und Zeit wahr. Hier wird sofort klar, warum die Auffassung Roms, die Papst Franziskus vor kurzem in „*Dignitas infinita*“ darlegte, so großen Protest ausgelöst hat.

Die Auflösung des Glaubens im Zeichen des postmodernen Relativismus

Wenn im Grund alles relativ ist, nichts klar und gültig für heute und alle Zeit festgelegt ist, dann kann es auch keine Grundkonstanten wie die Polarität der Geschlechter geben. Nicht nur als Mann und Frau schuf er sie, wie das Alte Testament erzählt und „*Dignitas infinita*“ betont, sondern in vielfältigen anderen Ausprägungen, die alle gottgewollt seien, wie die postmodern geprägte Theologie behauptet.

Der postmoderne Grundsatz der vielen Wahrheiten, die noch dazu zeitbedingt und widersprüchlich seien und sein sollen, stürzt die Theologie natürlich in ein Dilemma. Christus hat nicht gesagt, *ich bin ein Weg, eine Wahrheit und Leben*. Er hat gesagt, *ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben*. Zu Pilatus sagte der Herr, wie es im Johannes-Evangelium heißt: „*Ich bin in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeuge zu sein; dazu bin ich geboren. Jeder, der auf der Seite der Wahrheit steht, hört auf meine Stimme.*“ Christus spricht nicht von einer Wahrheit unter vielen, er spricht von *der* Wahrheit, die zu bezeugen er in die Welt gekommen ist.

Wären die Jünger, wären die Apostel in der Lage gewesen, die Verfolgung, die Verachtung, all das zu ertragen, was ihnen der Herr selbst prophezeit hatte, wenn sie der Zweifel daran beherrscht



Patrone Europas: die Heiligen Kyrill, Katharina von Siena, Methodius, Birgitta von Schweden, Benedikt von Nursia und Teresa Benedicta vom Kreuz

hätte, ob wahr ist, was ihnen der Herr verheißen hat? Zweifel, Unsicherheit, Angst herrschten in den Tagen vor Pfingsten, solange die Jünger und die Muttergottes nicht wußten, was denn eigentlich geschehen war. Hatte sie der Herr im Stich gelassen? Waren seine Zusicherungen leere Worte gewesen? „Ich werde bei euch sein alle Tage.“ Als er ihnen erschien, auf dem Weg nach Emmaus, als sie ihn erkannten, wie er das Brot brach, da fielen alle Angst und aller Zweifel von ihnen ab. Die Reaktion, die Nachfrage des Apostels Thomas erscheint als Rest dieser Unsicherheit und Angst. Sie ist kein grundsätzlicher Zweifel, wie es die postmoderne Theologie unterstellt. Nicht nur die frühe Kirche, die Zeit, da sich das römische Reich von der jungen Kirche bedroht fühlte, waren Zeiten, in denen der Zweifel am Beistand Christi, an seiner Treue und seiner Wahrheit wenig hilfreich gewesen wären. Das Bekenntnis zu Christus schließt das Vertrauen zur Wahrheit ein, die er zu bezeugen in die Welt gesandt wurde, und für deren Bewahrung und Weitergabe er seine Kirche auf den Felsen Petri gegründet hat.

Für die christlichen Blutzegen der vergangenen Jahrhunderte wäre zum Beispiel die Befürchtung mancher heutiger Christen, an Ostern könnte sich ein ungehöriger, fast schon unanständiger Triumphalismus ausleben, unverständlich gewesen.

Ein Leserbriefschreiber meinte nach dem diesjährigen Osterfest in einer christlichen Zeitschrift, er scheue sich schon lange, „dieses ‚Das-Grab-ist-leer‘-Heldenepos zu singen“. Unser österlicher Glaube sei „ein tastendes Suchen, ein hoffendes Nachvorneschauen, eine Ahnung, daß Leben mehr ist als die physische Daseinsweise“. Der heilige Apostel Paulus hätte sich über diese Angst, dieses tastende Suchen wohl sehr gewundert. Unser Glaube wäre leer, unsere Predigt vergeblich, wenn Christus nicht auferstanden wäre, sagt der Apostel bekanntlich im ersten Korintherbrief. Ein anderer Leserbriefschreiber betonte zum Glück in derselben Leserbriefspalte, er könne sich „keinen begründeteren Anlaß für Triumph vorstellen als den Sieg über den Tod durch die Auferstehung“. Wie könne

man „verlangen, daß die Osterbotschaft ‚bescheidener‘ auftreten sollte“, fragte er. Genau diese Frage stellt sich immer wieder, wenn man manchem Theologen oder Kirchenvertreter zuhört. Die Forderung, der Glaube, dessen Vermittlung, die ganze Kirche müsse bescheidener, zurückhaltender auftreten, kaschiert den Verdacht nur mühsam, daß es eigentlich um etwas anderes geht. Es ist klar, daß jeder Gläubige ehrfürchtig mit dem Schatz umgehen sollte, der uns in Christus und seiner Kirche offenbart wurde. Er ist etwas, das uns geschenkt wurde, über das wir nicht verfügen können.

Die Bescheidenheit, die mancher anmahnt, klingt oft genug eher nach einer Relativierung des Eigentlichen. Da wir eigentlich nicht genau wissen, was etwa an Ostern geschehen ist, da ein vorsichtiges, tastendes Suchen nach dem geboten sei, was da geschehen ist, würde sich auch die Freude verbieten, die ein sicheres Wissen vortauschen würde. Die Folge dieses tastenden Suchens, die Unsicherheit, ist natürlich das Gegenteil einer Freu-

*Diejenigen, die stets sagen, genaues Wissen,
was Jesus war, was er von uns will, wer von ihm berufen sei und wer nicht,
sei gefährlich und intolerant,
eben die wissen exakt,
was Jesus nicht war, was er nicht von uns will.*



Auferstehung Jesu Christi (Luca Giordano, 1634 - 1705)

de, die ansteckend wirken könnte. Die angebliche Bescheidenheit kommt häufig mit der Begründung daher, man dürfe diejenigen, die nicht oder nur mit Mühe glauben würden, man dürfe die Zweifelnden nicht „überfahren“. Ob diese aber nicht eher Zweifel beschleichen, wie weit es mit dem Glauben der Gläubigen her ist, wenn die sich nicht einfach freuen können, bleibt unbeantwortet.

Die Zurückhaltung, das Fragezeichen, das fast schon reflexartig hinter alles gesetzt wird, was nach festem Fürwahrhalten aussehen könnte, zieht gerade jene Bereiche unseres Glau-

bens in Mitleidenschaft, die als besonders katholisch gelten. Ende Mai diesen Jahres (2024) hieß es gebetsmühlenartig, nur noch wenige könnten mit dem Fronleichnamsfest etwas anfangen. Auch kennen wir alle die Vorbehalte der Protestanten, aber vor allem auch der säkularen Welt vor der katholischen Heiligenverehrung. Hier würde angebetet, obwohl doch nur Gott und Christus angebetet werden dürften, so die Kritik.

Diesem falschen Urteil – denn wir beten nicht an, sondern verehren die Heiligen, die uns Wegweiser zu Gott, Helfer im Glauben sind – leistet falsche

Zurückhaltung fatalen Vorschub. Man sollte erwarten, daß die Irrtümer korrigiert werden.

Eine Professorin für Fundamentaltheologie meinte auf die Frage, wer ihr theologisches Vorbild sei, sie tue sich schwer, „eine Lichtgestalt hervorzuheben. Die Gefahr der überhöhenden Idealisierung und unkritischen Mimesis erscheint mir zu hoch“. Die Frage, welchen Atheisten sie schätze, konnte die Theologin dagegen sofort beantworten: Friedrich Nietzsche. „Die verbale Wucht“ seiner Religionskritik gehe „unter die Haut, ihr Potential zur konstruktiven Selbstkritik des Christentums rüttelt wach“. Hier ist er wieder, der bessere Zweifel auf der einen Seite, die angeblich falsche Idealisierung derjenigen, die genau wüßten, was die Wahrheit ist, auf der anderen. Warum sollte nur der Zweifel wachrütteln? Warum nicht auch die Verehrung?

Wer bewußt Heiligenlegenden liest, die Lebensgeschichten großer Heiliger der jüngsten Zeit, ob einer Mutter Teresa oder des heiligen Papstes Johannes Paul II., der erfährt, daß auch diese mit dem Glauben gerungen haben. Keiner und keine wird durchweg als ideal, als vollkommen in jeder Phase ihres Lebens dargestellt. Gerade dadurch werden sie menschlicher. Sie sind uns aber Vorbild, weil sie trotz aller Zweifel, aller Krisen, die sie durchlebt haben, an ihrem Glauben festgehalten, ihn bis zum Ende durchgehalten haben. Warum tut sich eine katholische Theologin mit der Heiligenverehrung „eher schwer“?

Wir suchen alle im Leben nach „Lichtgestalten“. Für Millionen Jugendliche sind es Sänger wie Taylor Swift oder Sportler wie David Beckham. Die Kirche hat seit kurzem den „Internet-Seligen“



Jesus Christus, Guter Hirte (Mausoleum in Ravenna)

Carlo Acutis, der noch im Teenager-Alter verstarb, und der einen tiefen Glauben an die Gegenwart des Herrn im Allerheiligsten lebte. Acutis könnte für Jugendliche ein positives Vorbild sein. Er ist in den sozialen Medien, bei katholischen Bloggern präsent.

Die sakramentale Hierarchie der Kirche als Objekt von Ironie und Streit

Diejenigen, die quasi offiziell den Diskurs über die Kirche und den Glauben bestimmen, artikulieren oft eher den Zweifel und die Ironie. Die ehemalige Kirchenredakteurin beim Deutschlandfunk, Christiane Florin, meinte in einer „Fastenpredigt“, *„wenn ein hoher Hirte einem werdenden Hirten die Hand auflegt, nennt man das Weihe. Das ist nicht nur ein Ritual, es ist ein Sakrament. Es zeigt den Schafen drumherum: Der ist keiner mehr von euch, der paßt jetzt auf euch auf. Wenn die Weihe wirkt, kann der Hirte unterscheiden, was richtig und was falsch ist. Dabei hilft ihm der Heilige Geist. Daß der versagt, ist ausgeschlossen. Hirten wissen durch die Weihe immer, was gut ist für die Herde. Manche Schafe denken trotzdem, sie wüßten es selbst besser, und blöken. Das stört die Hirten.“* Das ist eine Karikatur, die aber leider wirkt.

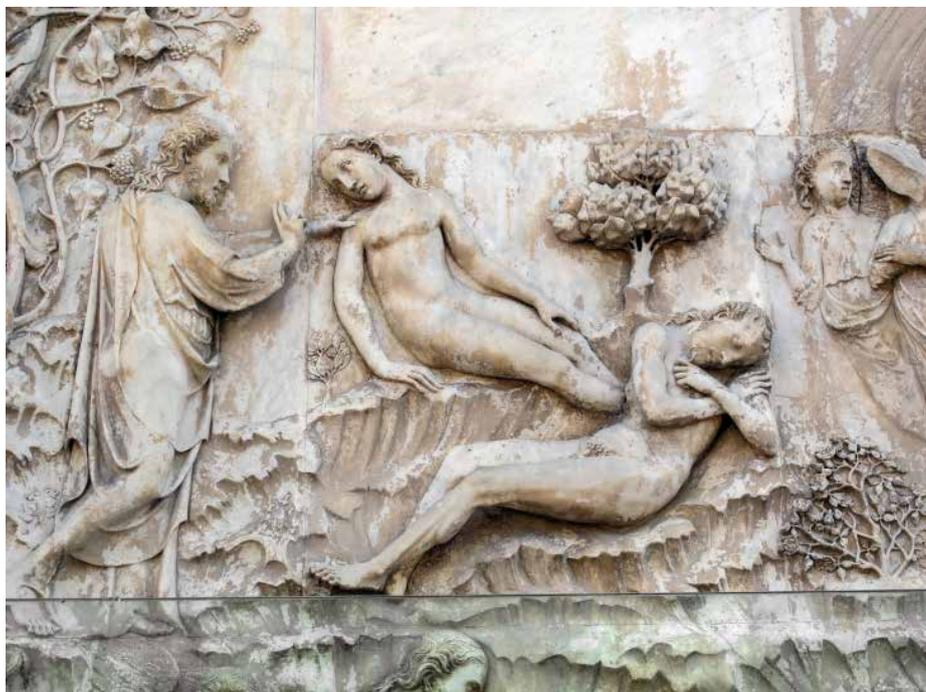
Berufen sind wir alle, Männer wie Frauen, dem Herrn nachzufolgen, die frohe Botschaft zu verkünden. Hirten wie Schafe sind aber an das Wort und die Tat des Herrn gebunden. Die Idee, der Kleriker wüßte es automatisch besser oder, wie neuerdings behauptet wird, der *sensus fidelium*, der Glaubenssinn der Gläubigen könne die neue Offenbarungsquelle sein, oder man könnte das Wort des Herrn auslegen, wie es einem gerade gefiele, ist ein Irrtum, der gerade in diesen Tagen wieder die Diskussion, etwa über die Weihe von Frauen zu Diakonen oder gar Priestern, überlagert.

Papst Franziskus hat wie sein heiliger Vorgänger Johannes Paul II. betont, daß die Kirche keine Macht habe, etwas an der Tradition zu ändern, die der Herr selbst begründet hat – daß nur Männer die Priester- oder die Diakonenweihe empfangen können. Das wird gerne als männliche Anmaßung, als frauenfeindliche Abwehrhaltung einer Männerkirche verworfen. Es widerspricht der modernen Haltung, daß es etwas geben könnte, was gesetzt ist, was ich nicht verändern kann, was wahr ist, weil es vom Herrn selbst kommt. Christus war der letzte, dem man Frauenfeindlichkeit vorwerfen könnte. Und dennoch tat er nicht, wovon moderne Christen meinen, daß er es tun würde, lebte er heute.

Diese spekulative Christologie, die besonders Franz Alt und Heiner Geißler⁵ beherrschten, erlebt heute eine Renaissance, die eigentlich zum Schmunzeln wäre, wäre das Thema nicht so ernst. Denn diejenigen, die stets sagen, genaues Wissen, was Jesus war, was er von uns will, wer von ihm berufen sei und wer nicht, sei gefährlich und intolerant, eben die wissen exakt, was Jesus nicht war, was er nicht von uns will. Daß Christus keine Weihe wollte, daß er auch keine Heiligenverehrung wollte, daß es längst eine Päpstin gäbe, wenn nicht Männer den Willen Christi für ihre Macht mißbraucht hätten.

Diese Überzeugung, man wisse schon, was Christus heute tun oder eher nicht mehr tun würde, kommt mit jener Sicherheit daher, die der tschechische Theologe Halik, den ich eingangs zitiert habe, eigentlich den Hundertprozentigen unterstellt. Die bereits zitierte Theologin und Publizistin Florin meinte, ihr sei die *„Kirche der Richtigen und Rechten, der brennenden Bekenner*

⁵ Vgl. Heiner Geißler: Was würde Jesus heute sagen? Die politische Botschaft des Evangeliums. Reinbek b.H. 2004; Franz Alt: Was Jesus wirklich gesagt hat: Eine Auferweckung. Gütersloh 2015; ders.: Ich habe einen Traum! Die Zukunft der Kirche ist weiblich. Freiburg i.Br. 2023.



Gott erschafft die Menschen als Mann und Frau (Fassade des Doms von Orvieto)

und Bessergläuber skept“.⁶ Diese Kirche würde „eben nicht nur kleiner, sie ist auch kleingeistiger, angefüllt mit Feindbildern und übergriffigen Idealen“.⁷ Das ist wieder eine Karikatur.

Kennen Sie einen Gläubigen, dessen Glauben vor allem von Feindbildern lebt, der sich für einen „Bessergläuber“ hält? Wer den Glauben ernst nimmt, der sieht sich selbstkritisch, der bekennt seine Sünden in der Beichte. Der geht in sich, der versucht, Hochmut und Feindschaft in sich zu bekämpfen. Wer sich kritisch betrachtet, wer andächtig betet, wer den Herrn über sich anerkennt, der kennt seine Grenzen, der kommt schwerer auf die Idee, sich über andere zu setzen, noch über den Glauben, der uns überliefert ist. Der würde schwerlich die Meinung vertreten, der Glaube könne, ja müsse geändert werden, wenn er Dogmen und Vorstellungen enthalte, die nicht mehr in die Zeit passen oder andere Menschen in ihrer Würde verletzen.

6 Christiane Florin: Ks-FASTENPREDIGTEN 2024: „Ich bin ein Schaf, holt mich hier raus! Vom Versuch katholisch zu bleiben“. In der Reihe der Kasseler-Fastenpredigten 2024: „Zu Hause - heimatlos“ predigte am 3. März 2024 in Sankt Familia Dr. Christiane Florin, Leiterin der Abteilung „Kultur aktuell“ beim Deutschlandfunk.

7 Ebenda.

„Dignitas infinita“ und die Frage der Totalidentifikation

Dieser Vorwurf kam natürlich sofort, als Rom sich im Dokument „Dignitas infinita“ klar gegen problematische Tendenzen der heutigen Gesellschaft, etwa gegen Geschlechtsumwandlung und die Genderlehre stellte. „Unschärf, unterkomplex und auch verletzend“, kritisierte der katholische Frauenbund. „Nicht der aktuelle Stand“ der Humanwissenschaften, bemängelte die ZdK-Vizepräsidentin Birgit Mock, so als wären die Humanwissenschaften grundsätzlich und generell dem Wort Gottes überlegen. Die Publizistin Beatrice von Weizsäcker meinte, mal wieder würde die Kirche jene im Stich lassen, „die nicht so sind, wie sie ihrer Meinung nach sein sollten“.⁸ Natürlich ist es Rom, das im Stich läßt. Es sind nicht jene postmodernen Ideen, die sich die Wahrheit zurechtlegen, die den Menschen neuschaffen wollen, nach ihren Vorstellungen.

8 Beatrice von Weizsäcker: „Unendliche, endliche Würde“. Im Mai wird das Grundgesetz 75 Jahre alt – mit seinem ersten Artikel über die unantastbare Würde des Menschen. Über die hat auch der Vatikan unlängst ein Papier vorgelegt: „Dignitas infinita“. Das Ergebnis ist enttäuschend, meint Beatrice von Weizsäcker. In: BR2, 29. April 2024 [https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/zum-sonntag/zum-sonntag-beatrix-von-weizsaecker-dignitas-infinita-100.html].

Papst Franziskus nahm für sich gute Gründe in Anspruch, als er die „Gender-Ideologie“ die „häßlichste Gefahr“ nannte, weil sie das wahre Wesen des Menschen verkenne. Die lautstarken Kritiker der Kirche werfen ihr vor, sie würde eine „Totalidentifikation“ mit ihrer Lehre fordern, obwohl Rom heute weit davon entfernt ist, irgendetwas dergleichen zu fordern. Die Bandbreite dessen, was in der Kirche gelehrt und getan wird, ist weit.

Der Vorwurf der „Totalidentifikation“ fällt auf die Kritiker zurück, die tatsächlich von der Kirche fordern, sie möge endlich den angeblich letzten Stand der Humanwissenschaften als Wahrheit, als der Weisheit letzten Schluß akzeptieren. So gilt die Genderlehre als richtige, treffende, gültige Beschreibung der Wirklichkeit, um Gerechtigkeit herzustellen, aber nicht als Konzept, über das diskutiert werden darf und muß.

Affirmation bedeute „Starrheit, Sturheit, Abgrenzung und Ausgrenzung“, so der Theologe Heribert Scheffler. Er meint natürlich nicht die affirmative Haltung der postmodernen Denker etwa zum Verhältnis der Geschlechter oder zur Relativität der Wahrheit. Scheffler schreibt, Affirmation sei „das Festhalten an überholten Welt- und Gottesbildern, an Lehrformeln und Dogmatismen, welche in einer säkular aufgeklärten Gesellschaft keine Akzeptanz mehr finden und ins Leere laufen“.⁹ Ohnehin sei der Glaube, „der alles weiß

9 Heribert Scheffler: Erwartungen und Hoffnungen. Auch manche „ewige Wahrheiten“ sind dem Wandel der Zeit unterworfen. Das kann gelassen machen – und Hoffnung schenken. In: Christ in der Gegenwart, 16/2024, S. 6.

Christus sagte von sich,
 Er sei „der Weg, die Wahrheit und das Leben“.
 Er sagte nicht,
 Er könnte vielleicht der Weg, die Wahrheit und das Leben sein.



hl. Paulus, Herz-Jesu-Kirche in Berlin (Ende 19./ Beginn 20. Jh., Friedrich Stummel und Karl Wenzel)

und einordnen kann, kein Glaube. Nur ein suchender und fragender Glaube, der sich in Dialog und in Korrespondenz mit anderen Religionen und Glaubensentwürfen befindet und sich nicht besserwisserisch als einzig wahr und allein selig machend versteht, wird Zukunft haben und den Menschen in den besonderen Herausforderungen ihrer Lebenssituationen helfen und sie an der Weltgestaltung, der Verbesserung der Verhältnisse entsprechend der Botschaft Jesu teilhaben lassen.¹⁰

Was am meisten an dieser postmodernen, relativistischen Auffassung stört,

¹⁰ Heribert Scheffler: Erwartungen und Hoffnungen. Auch manche „ewige Wahrheiten“ sind dem Wandel der Zeit unterworfen. Das kann gelassen machen – und Hoffnung schenken. In: Christ in der Gegenwart, 16/2024, S. 6.

ist deren Undifferenziertheit. Was sind „überholte Welt- und Gottesbilder“? Welche „Lehrformeln und Dogmatismen“ finden in einer säkular aufgeklärten Gesellschaft „keine Akzeptanz mehr“? War es nicht zu allen Zeiten so, daß die Lehre Christi die Meinung der angeblich Aufgeklärten gegen sich hatte? Christus sagte von sich, er sei „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Er sagte nicht, er könnte vielleicht der Weg, die Wahrheit und das Leben sein. War Jesus ein „Besserwisser“? Warum sollte nur ein suchender und fragender Glaube, der selbst hinter die Auferstehung, hinter die Frohbotschaft vom Reich Gottes ein Fragezeichen setzt, Zukunft haben?

Daß die Kirche einen Glauben verkünden würde, der „alles weiß und einordnen kann“, ist ohnehin ein Zerrbild. Die

größten Kirchenlehrer und Theologen haben stets ihre Demut vor dem bekannt, was sie das Geheimnis der Menschwerdung, der Auferstehung, der Erlösung nannten. Aber es gibt auch die klaren Gebote, die klare Botschaft des Evangeliums, der Worte des heiligen Paulus, die den Glaubenden, den Christen binden. „Niemand kommt zum Vater außer durch mich“, sagte der Herr. Hat Christus sich nicht „besserwisserisch als einzig wahr und allein selig machend“ verstanden, um Scheffler zu zitieren?

Um es zum Abschluß auf den Punkt zu bringen. Wir haben heute die paradoxe Situation, die freilich auf die mehrfach beschriebene Art, man könnte es auch Vernebelung nennen, kaschiert wird, daß es längst nicht mehr das reaktionäre Rom oder die so fürchterlich glaubenssicheren Gläubigen sind, die intolerant, besserwisserisch und lautstark die Wahrheit verteidigen würden. Es ist vielmehr der postmoderne Relativismus, der heute seine eigene Wahrheit militant verteidigt, was bekanntlich Benedikt XVI. offen kritisierte und dafür wüste Angriffe über sich ergehen lassen mußte. Diese Militanz ist nötig. Die falsche Wahrheit kann nur mit aller Macht verteidigt werden, denn jeder erkennt sofort, wie absurd die Vorstellung ist, es könne mehr als siebenzig verschiedene Geschlechter geben.

Wahrheit und Macht

Heute ist es also durchaus nicht so, daß die überlieferte katholische Lehre, ihre angebliche Verzerrung der Wahrheit, mit der ganzen klerikalen Macht Roms durchgesetzt werden würde, wie es die karikaturhaften Darstellungen

*Jesus gab seine Macht vor Pilatus auf,
obwohl ihm alle Macht gegeben gewesen wäre.
Jesus läßt sich sogar ans Kreuz schlagen,
weil ihm die Wahrheit wichtiger als die Macht ist.
Er vertraut darauf, daß sich die Wahrheit von selbst durchsetzen werde.*



Ecce homo! Jesus vor Pilatus (Antonio Ciseri, 1871)

gen der öffentlichen Diskussion über Kirchenthemen wissen wollen. Viel eher weicht die Kirche zurück, vor dem Druck einer postmodern gestimmten Öffentlichkeit, die ihr oft genug feindlich gesonnen ist und die immer weniger Verständnis für die christliche Wahrheit aufbringt.

Die Gefahr besteht darin, und darauf hat auch Papst Franziskus hingewiesen, daß die postmodernen Konstrukte letztlich die Wahrheit aufgeben und diese Kapitulation vor der Wahrheit mit aller Macht durchsetzen, wie der Schweizer Theologe Paul Bruderer schreibt. Jesus dagegen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, gab seine Macht vor Pilatus auf, obwohl ihm

alle Macht gegeben gewesen wäre.

Er läßt sich sogar ans Kreuz schlagen, weil ihm die Wahrheit wichtiger als die Macht ist. Er vertraut darauf, daß sich die Wahrheit von selbst durchsetzen werde. Die Postmoderne ist fatal, weil sie, so Bruderer, unseren Blick auf das Wesen der Dinge verschleiert. Sie zwingt uns ihre Ansichten auf. Jesus hingegen nutzt seine Macht nicht, um seine Überzeugungen anderen aufzuzwingen. Er hält an der Wahrheit fest, er verschleiert unseren Blick nicht, sondern zeigt uns das Wesen der Dinge. „Denn das ist es, was die Wahrheit tut“, schreibt Bruderer: „Sie offenbart das Wesen der Dinge. Weil Jesus an der Wahrheit festhält, kann er etwas tun,

was die postmoderne Weltanschauung niemals tun kann: Er offenbart uns auf verlässliche Weise das Wesen der Dinge. [...] Er kam als Zeuge der Wahrheit, insbesondere in Bezug auf das Wesen von Gott und seiner Macht.“¹¹

Zu dieser Macht gehören die Überwindung des Todes, die Erlösung, die Vergebung der Sünden, die Unsterblichkeit der Seele. Der offene Relativismus der Postmoderne ist das eine, der beständige Zweifel, der unter dem Deckmantel der Wissenschaft an wesentlichen Glaubenslehren, auch und gerade in katholischen Medien und akademischen Instituten genährt wird, ist das andere. Aus der Auferstehung wird ein Wunsch in der Vorstellung der Jünger, aus dem ewigen Leben unserer Verstorbenen eine schöne Erinnerung im Gedächtnis der Hinterbliebenen, aus dem Reich Gottes ein Idealbild einer zukünftigen, geeinten, friedlichen Menschheit hier auf Erden. Eine solche auf das Immanente, das Irdische reduzierte Wahrheit kann niemanden mehr überzeugen, bewegen, ergreifen und begeistern.

Dabei kann man gerade in jüngster Zeit, angesichts der Krise von Identität, Selbstbewußtsein und Sicherheit, in der sich der Westen, das Abendland, befindet, eine erstaunliche Renaissance des Glaubens beobachten. Freilich nicht unbedingt dort, wo man gerne hinter alles ein Fragezeichen setzt. In Frankreich gab es dieses Jahr an Ostern eine unglaublich hohe Zahl

¹¹ Paul Bruderer: Das postmoderne Dilemma mit Wahrheit und Macht. In: Daniel-Option, 10. Mai 2020 [<https://danieloption.ch/gesellschaft/pluralismus/das-postmoderne-dilemma-mit-wahrheit-und-macht/>].

„*Nett*“ ist der Glaube nicht. Er fordert heraus, er verlangt Bekenntnis, er fordert Einsatz und oft tägliche Umkehr und Bekehrung. Er nennt auch Dinge beim Namen, die unangenehm sein können, weil auch der Herr sich nicht scheute, Dinge zu sagen und zu tun, die seiner Umwelt unangenehm, lästig, ja so ungeheuerlich waren, daß sie nach einer Gelegenheit suchten, ihn zu töten.

an Taufen. Auch in Großbritannien sei ein christliches Revival im Gange, schrieb der agnostische Intellektuelle und Historiker Tom Holland. Ayan Hirsi Ali, Ex-Muslima und scharfe Kritikerin des Islam, konvertierte zum Christentum. Und was der erstaunlichen Entwicklung die Krone aufsetzt: selbst die Leitfigur der Neo-Atheisten, Richard Dawkins, der gegen den christlichen Glauben wirklich alles auffuhr, was man sich vorstellen kann, der den Glauben an Gott als Wahn bezeichnete – „*The God Delusion*“ hieß einer seiner Bestseller – bezeichnete sich als „*Kulturchristen*“. Das mag mancher als etwas wenig empfinden. Wenn schon, dann ganz.

Wenn aber selbst ein erklärter Kirchen- und Glaubensfeind das Gefühl hat, das Christentum verliere als kulturprägender und kulturfestigender Faktor beängstigend an Kraft, dann sollte man auch in den „oberen Etagen“ langsam merken, daß nicht Entkernung, Relativierung und Verharmlosung der christlichen Botschaft angesagt sind, sondern das klare Bekenntnis zur überzeitlichen Wahrheit des christlichen Glaubens. Ein Bekenntnis, das den christlichen, den katholischen Glauben nicht als ewig zweifelnden, eigentlich überlebten Anhang der viel progressiveren Wissenschaften versteht, als ein Angebot auf dem riesigen Markt moderner Sinnangebote.

Wie oft hören wir Bekenntnisse, die eher nach Entschuldigungen klingen. Das habe man halt mal geglaubt. Aber heute tue das nur noch eine verstaubte Minderheit. Wir sind da schon längst viel weiter. Papst Benedikt XVI. sagte bei seinem Deutschlandbesuch 2011: „*Der Schaden der Kirche kommt nicht*



Das letzte Gebet der christlichen Märtyrer (Jean-Léon Gérôme, 1883)

von ihren Gegnern, sondern von den lauen Christen.“ Kann das sein? Es gibt doch gerade in Deutschland so viele Initiativen, die für Reformen kämpfen, die den Diakonat der Frau fordern, die sich für einen lebendigeren Glauben einsetzen, für einen neuen Aufbruch?

Dieser neue Aufbruch steht nur leider oft genug unter postmodernem Vorzeichen. Er will die äußere Reform, die Schaffung neuer Ämter, neuer Funktionen, neuer Räte, Ausschüsse und Gremien. Dabei wäre die innere Reform, die sich am Evangelium und an der Überlieferung orientiert, viel wichtiger, viel wesentlicher. Der Passauer Bischof Stefan Oster kritisierte einen „*Humanismus der Nettigkeit*“, der unter Christen verbreitet sei. Er hätte damit, so Christiane Florin, einen Glauben verächtlich gemacht, der sich auf das soziale Engagement beschränkt. Nein, das hat er ganz sicher nicht getan. Er meinte ein soziales Engagement, das seinen Ursprung im Glauben verleugnet, um den Anstoß zu vermeiden.

„*Nett*“ ist der Glaube nicht. Er fordert

heraus, er verlangt Bekenntnis, er fordert Einsatz und oft tägliche Umkehr und Bekehrung. Er nennt auch Dinge beim Namen, die unangenehm sein können, weil auch der Herr sich nicht scheute, Dinge zu sagen und zu tun, die seiner Umwelt unangenehm, lästig, ja so ungeheuerlich waren, daß sie nach einer Gelegenheit suchten, ihn zu töten. Der katholische Theologe, Publizist und Prälat Ferdinand Holböck schrieb vor mehr als fünfzig Jahren: „*Wenn jeder einzelne Gläubige, jedes einzelne Kirchenglied gegenüber dem Zeitgeist und dem Trend der heutigen Welt größere Festigkeit und Standhaftigkeit, größere Grundsatztreue und Härte gegenüber allen krisenhaften und krisenverursachenden Zeiterscheinungen aufweisen würde, dann stünde die Kirche insgesamt ganz anders da und könnte ganz anders ihrer Aufgabe und Sendung in einer weltweiten Krisensituation entsprechen.*“¹²

12 Ferdinand Holböck: *Libera nos a malo*. Überlegungen zur Kirchenkrise. Salzburg/München 1972.